

ELIZABETH MASSIE
NACH DEM DREHBUCH VON
SIMON MIRREN & DAVID WOLSTENCROFT

VERSAILLES



DER TRAUM VON MACHT

Louise strich mit einer Hand über ihren Bauch. »Ich hoffe von ganzem Herzen, dass das Kind gesund sein wird.«

Endlich schaute der König sie an. Wie sie es gehofft hatte, lächelte er. »Was auch geschieht, es wird ein Kind Frankreichs sein. Dessen seid gewiss.«

Louise trat näher an ihn heran. Er legte nicht den Arm um sie, rückte aber auch nicht von ihr ab.

»Fabien«, sagte Ludwig mit einem Fingerschnippen. »War das Montcourt, mit dem ich Louvois vorhin gesehen habe?«

Fabien nickte. »In Blau, Eure Majestät. Ja. Was den spanischen Komplott betrifft ... dürfte ich ...«

Aber Ludwig schüttelte den Kopf. »Nicht jetzt.« Er hakte Louise unter und führte sie aus der Loge.

Bontemps blickte ihnen nach. »Antwortet, wenn Ihr gefragt werdet, Monsieur Fabien«, warnte er den Polizeichef. »Aber nehmt Euch nicht heraus, Seine Majestät unaufgefordert anzusprechen.«

Fabien machte ein finsternes Gesicht. »Ihr wollt, dass ich Schweigen bewahre?«

»Ja. Absolutes Stillschweigen.«

»Das heißt, wir werden bestohlen?«, fragte Ludwig. Wütend knallte er die Feder auf den Tisch, gleich neben das Papier, auf das er den Entwurf für ein großes, prunkvolles Gebäude gezeichnet hatte. Er warf einen anklagenden Blick auf seinen Finanzminister.

Colbert, der zusammen mit den anderen schwarz gekleideten Staatsministern am Tisch saß, rutschte nervös auf seinem Stuhl hin und her. An der Tür stand Fabien an der Seite eines großen, stummen Schweizergardisten. Er hörte aufmerksam zu und beobachtete.

»Wie meinen, Eure Hoheit?«, fragte Colbert.

Ludwig schnaubte zornig. »Die Steuereinnahmen! Ihr habt doch gehört, was ich gerade gesagt habe. Nantes minus sieben Prozent, Limousin minus vierzehn Prozent, Anjou minus einundzwanzig, Bourbonnais minus achtundzwanzig, Savoyen und Auvergne jeweils minus einunddreißig, Épernon sogar minus fünfunddreißig Prozent. Man bestiehlt mich!«

Die Minister tauschten besorgte Blicke. Ludwig schob die Zeichnung über den Tisch zu Bontemps und fuhr fort: »Das wagen sie nur, weil sie keine Konsequenzen fürchten. Das Schlimmste ist, dass sie das französische Volk bestehlen, und das in meinem Namen. Ein gewöhnlicher Dieb in teurem Brokat.«

»Hoheit«, sagte Colbert, »hier eine Übersicht der Ausgaben und Apanagen.« Er reichte dem König ein großes Buch. Ludwig blätterte es mit unergründlicher Miene durch.

Louvois verschränkte die Hände auf dem Tisch. »Hoheit, die Steuern sind ein leidiges Thema. Ich wünschte, Ihr würdet Eure königliche Aufmerksamkeit wichtigeren Dingen widmen. Die Steuern sind eine Verwaltungsangelegenheit, derer wir uns annehmen werden, sobald wir wieder in Paris sind. Immerhin befindet sich dort auch das Archiv. Bis unser ...«

Ludwig schlug das Buch geräuschvoll zu. »Wer ist Intendant in Épernon?«

Louvois blinzelte, aber noch bevor er antworten konnte, klopfte der Gardist an der Tür mit der Hellebarde auf den Boden. Ein junger blonder Bote trat ein, verneigte sich tief und

überreichte Bontemps eine Nachricht.

»Wer wagt es, die Ratssitzung zu stören?«, fragte Ludwig drohend.

»Madame de l'Île-Saint-Louis«, erwiderte der Bote und hielt den Blick auf seine Schuhe geheftet.

Ludwig wandte sich Bontemps zu. Île-Saint-Louis war Bontemps' Haus. Sichtlich beschämt wollte der Kammerdiener die Nachricht einstecken.

»Lest!«, befahl Ludwig.

»Das werde ich, Eure Majestät. Sobald die Sitzung ...«

»Dann lese ich sie!«, fiel der König ihm ins Wort.

Ludwig nahm den Zettel an sich, überflog ihn und gab ihn dann langsam zurück. Bontemps las die Nachricht seinerseits und erleichte.

»Ihr könnt gehen«, sagte Ludwig in freundlicherem Tonfall. »Ein Gardist soll Euch begleiten. Auf den Straßen lauert Gesindel.«

Bontemps erhob sich, verneigte sich wortlos und verließ den Raum.

Ludwig blickte einen Moment auf den leeren Stuhl, und die Ratsmitglieder sahen ihn fragend an. Aber er verlor kein Wort über die Nachricht, die Bontemps' sofortigen Aufbruch erfordert hatte. Stattdessen stand Ludwig auf und zeigte quer durch den Raum auf Fabien.

»Ergreift den Intendanten von Épernon! Erteilt ihm eine Lektion. Und kein Wort über die Finanzmisere. Für alle außerhalb dieses Raumes ist die Staatskasse gut gefüllt, haben wir uns verstanden?«

Die Männer nickten feierlich.

»Louvois«, fuhr der König fort. »Stand besagter Intendant schon einmal im Verdacht, Gelder veruntreut zu haben?«

»Um das zu beantworten, müsste ich im Archiv nachsehen. In Paris.«

»Dann lasst das Archiv hierherbringen!«

Doktor Masson unterhielt eine Praxis und eine Medizinschule in seinem Haus in der Ortschaft von Versailles, in einem Hospital voller medizinischer Instrumente, das nach Blut und Eisen stank. Ein Ort, den Kranke aufsuchten in der Hoffnung auf Heilung und kluge junge Männer, die sich für die Heilkunst interessierten und sie erlernen wollten. An diesem bewölkten Nachmittag untersuchte Massons Tochter Claudine in der Klinik den Leichnam einer kürzlich verstorbenen Frau. Sie war nicht besonders alt gewesen, aber die Leiche wies Spuren einer unbestimmten Krankheit auf. Claudine blickte auf, als ihr Vater eintrat.

»Wart Ihr bei der Königin?«, fragte Claudine atemlos. »Ist sie so, wie Ihr sie Euch vorgestellt habt?«

Masson nickte lächelnd.

»Und der König?«

»Der auch. Allerdings ist er größer, als es auf Gemälden den Anschein hat.«

Masson trat an den Tisch und kniff die bleiche Haut der Verstorbenen zusammen. »Die Ursache hierfür sollte sich unter dem Messer zeigen.« Er bemerkte, dass Claudine die Wunden an den Knöcheln der Toten betrachtete. »Und natürlich reinigt ein Aderlass das

Blut von Krankheiten.« Claudine runzelte die Stirn. »Sprich, wenn dich etwas beschäftigt, Mädchen. Ich kann dich ja sowieso nicht davon abhalten.«

Claudine war eine zierliche kleine Person, verfügte jedoch über umso größere Willensstärke und Intelligenz. Sie stützte sich auf den Tisch und sagte ruhig: »Ärzte verkünden angesichts Verstorbener gern die Ursache des Todes. Dabei frage ich mich, ob sie dabei nicht oft die häufigste Todesursache überhaupt einfach ignorieren. Die eigene Unfähigkeit.«

Masson schüttelte den Kopf. »Stark wie ein Maultier, ganz wie deine Mutter, aber doppelt so stur.«

»Und genau wie sie werde ich nie aufhören, Fragen zu stellen. Wie kommt es, dass Bäuerinnen sechs Kinder gebären, von denen vier das Erwachsenenalter erreichen, obwohl sie ihr Leben lang mehr oder weniger hungern und kein Fleisch essen, während die Kinder des Adels, die von Ammen mit reichlich Milch und später mit Fleisch in rauen Mengen großgezogen werden, sterben wie die Fliegen?«

»Bauern haben eine kräftigere Konstitution.«

»Meint Ihr, unsere Medizin könnte vielleicht etwas damit zu tun haben? Wenn Gott diese Kinder versorgen würde, würde er sie dann auch zur Ader lassen?« Sie holte getrocknete Stängel aus der Tasche. »Diese Kräuter hier sind gegen Schmerzen ebenso wirkungsvoll wie ...«

»Tinkturen und Gifte. Die Kräuterküche einer Hebamme.«

»Ja, ich bin Hebamme. Und es gibt nichts Wirkungsvolleres als das hier.«

Masson schüttelte den Kopf. »Mein liebes Mädchen. Du bist klug und ein herzensguter Mensch. Aber nur wenige würden das so sehen. Sie haben eine gelehrte Frau vor sich, die freiheraus spricht, und schimpfen sie ...«

»... ›Hexe‹. Sagt es nur!«

»Ich will dich nicht brennen sehen!«

Claudine seufzte, drückte zärtlich seine Hand und ging hinaus.

»Sei vorsichtig, mein Kind«, sagte er leise, obgleich sie ihn nicht mehr hören konnte.

Draußen auf dem Flur studierte Claudine die Regalborde, auf denen ihr Vater in Gläsern und Eimern Körperteile aufbewahrte, reife und teilweise faulige Früchte seiner Operationen. Tumore. Von der Gicht deformierte Hände. Füße voller Eiterbeulen. Herzen. Eingeweide. Augen und Zungen. Sie warf einen Blick über die Schulter, um sich zu vergewissern, dass ihr Vater ihr nicht gefolgt war, ehe sie eine blutige Masse aus einem Eimer holte. Sie wickelte diese in ein Tuch und lief auf ihr Zimmer. Rasch schloss sie die Tür hinter sich, setzte sich an den Tisch und schlug eine Kladde auf, in die sie zahllose Abbildungen von Organen und Gliedmaßen gezeichnet hatte. Sie wickelte die blutigen Organe aus dem Tuch und schrieb auf eine neue Seite ihres Buches: *Weibliche Fortpflanzungsorgane: Uterus und Ovarien.*

In der Mitte des Waffensaals war ein großes Brett aufgebaut worden, auf dem Modelle von Burgen und Festungen aufgereiht waren, umgeben von winzigen Soldaten und Pferden. Als Kind hätte Ludwig mit ihnen gespielt und Fantasieschlachten inszeniert. Aber für einen

König ist Krieg niemals ein Spiel. Krieg ist eine Realität. Krieg macht den Unterschied zwischen einem Königreich und einem Staat voller Sklaven aus.

Ludwig stand am Fenster, während seine Generäle für den ersten Krieg Frankreichs unter seiner Herrschaft eine Strategie entwickelten. Frankreich würde Krieg gegen die Spanier führen wegen ihrer überheblichen und nicht hinnehmbaren Weigerung, die Mitgift der Königin, der Infantin Maria Theresia, zu entrichten.

»Wenn wir den Krieg in den Spanischen Niederlanden gewinnen wollen«, sagte Louvois, »müssen wir von zwei Seiten angreifen. Aus dem Norden und Osten. Beide Fronten müssen Hand in Hand arbeiten.«

Ludwig runzelte die Stirn. »Zwei Fronten? Wir hatten doch von einer einzigen Front gesprochen.«

»Nachdem Eure Majestät so beschäftigt wart mit anderen Staatsgeschäften, hielten wir es für das Beste ...«

Die Tür schwang auf, und Philipp schlenderte herein; er hatte sich herausgeputzt und trug eine rote Jacke mit gelben Schleifen. Die Generäle verneigten sich. Ludwig seinerseits verschränkte die Arme vor der Brust.

»Hinaus, alle!«, befahl der König.

Die Generäle verneigten sich erneut und verließen den Raum.

Ludwig trat an das Kriegsmodell, ohne den Blick von Philipp abzuwenden. Er legte den Kopf schräg und musterte seinen Bruder unheilvoll. »Du hast fünfzigtausend Louis für Schuhe ausgegeben. Ich habe den Eintrag gesehen.«

»Ah, aber du hast die Schuhe nicht gesehen.« Er streckte den Fuß vor und zeigte exquisite Pantoletten mit weißen Absätzen her.

Dieser Geck! Welche Frivolität! Doch Ludwig zügelte seinen Zorn. Stattdessen griff er sich eine Handvoll der winzigen Soldaten und stellte sie dichter an Brügge zurück auf das Bord. Vielleicht hatte Louvois' Strategie doch etwas für sich. Er würde darüber nachdenken müssen. »Als ich dich gefragt habe, ob du hinter mir stehst, Bruder, meinte ich damit, du solltest mir den Rücken stärken. Stattdessen reißt du große Löcher in die Staatskasse.«

»Du baust deinen Palast. Ich interessiere mich mehr für Mode. Das ist meine Art, Eindruck zu schinden. Aber ich sage dir was: Wenn du mich in den Krieg ziehen lässt, werde ich dir nicht nur den Rücken stärken, sondern darüber hinaus deinen Ruhm mehren.«

»Was verstehst du von Kriegsführung?«

Philipp zeigte auf das Modell. »Deine Flanken sind ungeschützt. Riskant. In Anbetracht der Geländebeschaffenheit würde ich mir gut überlegen, die Truppen entlang der Versorgungslinie auszudünnen. Sonst läufst du Gefahr, dass ein gezielter Vorstoß deine Armee spaltet.« Er nahm einen Soldaten, um ihn an anderer Stelle wieder aufzustellen.

Ludwig schlug ihm auf die Hand.

»Lass es mich dir zeigen«, sagte Philipp.

»Stell das zurück!«

»Aber es ist doch offensichtlich, dass ...«

»Gib das her!« Ludwig griff nach seiner Hand, und die Brüder rangen miteinander.

»Ich stehe hinter dir, und was bekomme ich dafür?«, schrie Philipp und versuchte, sich aus dem Griff seines Bruders zu befreien. »Respekt? Macht? Nein!«

»Du bekommst Geld, viel Geld, das du zum Fenster hinauswirfst!«, entgegnete Ludwig verächtlich.

»Du nutzt jede Gelegenheit, um mich herabzusetzen!«

»Vergiss nicht, mit wem du sprichst! Gib das zurück! Wir warnen dich.«

Ludwig fühlte, wie Philipp aufgab. Das königliche »Wir« hatte ihn an seinen Platz verwiesen. Er gab Ludwig den Soldaten. »Du konntest noch nie teilen.«

»Geh spielen!«, knurrte Ludwig. »Es gibt Männer, die zu arbeiten haben.«

Philipp wandte sich ab, und Ludwig stellte den Soldaten zurück an seinen ursprünglichen Platz.

Er war wütend. Bei Gott, er war ja so wütend! Philipp stürmte in das Privatgemach seiner Gattin Henriette. Sie war gerade dabei, Blumen in einer Vase zu arrangieren, und erkannte sofort, in welcher Stimmung er war.

»Glaubt Ihr, das Bouquet wird Eurem Bruder gefallen?«, fragte sie.

Philipp antwortete nicht. Stattdessen packte er sie, riss ihr den Rock vom Leib und schleuderte das Kleidungsstück beiseite. Dann griff er unter ihren Unterrock und zog ihr die Unterwäsche herunter.

»Ich glaube, ich will einen Sohn«, stieß er zwischen zusammengebissenen Zähnen hervor, während seine Finger sich tief in ihren feuchten Schoß gruben.

»Dann sollten wir beten«, keuchte Henriette mit bebender Stimme.

Philipp stieß sie auf das Bett und knöpfte seine Hose auf. »Macht, was Ihr wollt«, knurrte er spöttisch. »Aber es wird Euch nichts nützen.«

Ludwig lud den berühmten Architekten Le Vau und den nicht minder renommierten Landschaftsgärtner Le Nôtre in seine Privatgemächer ein, um mit ihnen die Pläne durchzugehen, die er gezeichnet hatte. Die beiden Männer betrachteten aufmerksam das riesige Blatt Papier mit den königlichen Entwürfen.

»Wie schon gesagt«, fuhr Ludwig leidenschaftlich fort, ganz euphorisch in seiner Vorfreude auf den letzten Schritt zur Realisierung seines Traumes. »Die Hülle soll den gesamten Jagdsitz umschließen. Und drinnen, über die gesamte Breite der Terrasse, ein Spiegelsaal, der die Symmetrie aufgreift. Das Spiegelglas werden wir in Venedig kaufen müssen. Die Gärten auf dieser Seite erstrecken sich von hier bis dort.«

Le Nôtre nickte. »Sehr gut, Eure Majestät. Was ist das hier für ein Rechteck?«

»Ein riesiger See.«

Le Nôtre fuhr sich mit den Fingern über das Kinn. Angesichts seiner Skepsis schlug die Laune des Königs schlagartig um. »Majestät, um einen See dieser Größe zu speisen ...«

Ludwig ballte die Hände zu Fäusten. Zorn wallte in ihm auf. Tief im Inneren hörte er die Stimme seiner Mutter. »Natürlich erkennst du das Problem«, raunte sie ihm zu. »Wenn du dir in die Karten schauen lässt, spielst du deinen Feinden in die Hände.«

»Majestät«, mischte sich nun auch Le Vau ein, »für ein solches Projekt fehlt es in Versailles an Wasserläufen.«